

hunderts. Im Süden lagen fünf weitere Gräber, die sich stratigraphisch derselben Zeitspanne zuordnen lassen. Estriche und zwei Pfostengruben, die an der Nordwestgrenze freigelegt wurden, sind wohl ebenfalls in diese zweite Frühphase der mittelalterlichen Besiedlung zu setzen. Bemerkenswert ist, dass in einer der Pfostengruben ein Brocken Ofenschlacke als Untersatz des Pfostens Verwendung fand. Die Bauten der ersten Frühphase dehnten sich wahrscheinlich bis an die heutige Ursulinerstraße aus. Die Gräber der nachfolgenden Zeit stellen Überreste eines Friedhofes dar, der möglicherweise zur Adelgundiskapelle gehörte. Diese nicht mehr vorhandene Kapelle war einst namensgebend für die Straße, die heute nach den im 18. Jahrhundert angesiedelten Ursulinen benannt ist. Schon die erste Erwähnung der Kapelle im Jahr 1066 gibt die Benediktinerabtei von Stavelot-Malmedy als Eigentümer an. Ebenso lässt sich der überwiegende Teil der mittelalterlichen Befunde im Elisengarten mit dem Ausbau und Betrieb eines Wirtschaftshofes derselben Doppelabtei in Verbindung bringen. Nach einer Bestätigungsurkunde des Jahres 1137 bestand der reichsunmittelbare Besitz aus einem Herrenhaus, 30 weiteren Häusern und einer Kapelle.

Da die freigelegten Mauerzüge im Nordwesten der Grabungsfläche weit von der Straße entfernt liegen und einige deutliche Anbauugen aufweisen, gehören sie mehrheitlich einem späteren Zeitabschnitt an.

Funde aus Baugruben sowie stratigraphische Gegebenheiten zeigen, dass die meisten Fundamente aus dem Spätmittelalter stammen. Während dieser Bauperiode sind die mit Holzbalken oder Flechtwerk verstärkten, anscheinend gewerblich genutzten Gruben südlich der Mauern schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgegeben und das Gelände aufgefüllt worden. Bemerkenswert ist, dass auch der Dom und die Adelgundiskapelle im selben Zeitraum verändert wurden und jeweils einen gotischen Chorbau erhielten.

Zu den neuzeitlichen Bodeneingriffen im Elisengarten zählen Pflanzlöcher und Leitungsgräben sowie ein gewinkelter Splittergraben aus dem Zweiten Weltkrieg. Zudem dokumentierte man im Befundhorizont Grundmauern von Wohnhäusern der Hartmannstraße aus dem späten 19. Jahrhundert und ein Brunnenfundament des im frühen 19. Jahrhundert entstandenen Kurparks. Bei der Wiedererrichtung des Elisengartens in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden etwa 80 cm Kriegsschutt und Erdreich abgetragen und entsorgt. Dies mag das weitgehende Fehlen von Laufhorizonten der Neuzeit, des Mittelalters und der Spätantike erklären.

Literatur: K. FAYMONVILLE, Die Kirchen der Stadt Aachen mit Ausnahme des Münsters. In: P. CLEMEN (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 10, 2 (Düsseldorf 1922).

JÜLICH UND DÜREN, KREIS DÜREN

Zwei außergewöhnliche Gefäß„scherben“ aus Jülich-Daubenrath und Düren-Arnoldsweiler

Jürgen Weiner

Gewiss kann das archäologische Rheinland als gut erforscht gelten. Und doch ist man vor Überraschungen niemals sicher, wie zwei – zunächst unscheinbare – Neufunde lehren.

So präsentierte Heiko Plickert aus Jülich den Wissenschaftlern der Außenstelle Nideggen etwas irritiert die „Scherbe“ eines eindeutig nicht keramischen Gefäßes. Der Fund stammt von einem Acker im Weichbild einer ausgedehnten römischen Trümmerstelle im Süden des Jülicher Stadtgebiets.

Wie sich zeigte, handelt es sich um das Randbruchstück eines römischen, gedrechselten Lavezgefäßes von 57 mm Länge, 39 mm Breite, einer Wanddicke von 10 mm und einem Gewicht von 36 g (Abb. 121). Etwa 30 mm unterhalb des Randes verlaufen an

der Außenseite zwei horizontale, parallele Zierrillen in einem Abstand von 1 mm. Die Farbe changiert von hell- bis dunkelgrün; sowohl an den Bruchstellen als auch auf beiden Flächen lassen sich bläuliche, eckige Mineraleinsprengel erkennen. Die „Scherbe“ erlaubt die Rekonstruktion einer schwach konischen Gefäßform mit einem ehemaligen Mündungsdurchmesser von ca. 180 mm. Besonders auffällig sind der wachsartige Eindruck und der Fettglanz, die charakteristisch für Lavez sind.

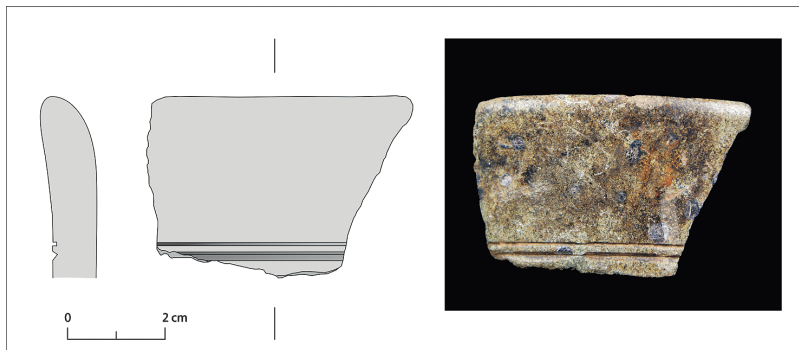
Die Vorkommen des als Lavez oder Speckstein bekannten metamorphen Gesteins (Chloritschiefer) finden sich in den Südalpen, z. B. in der Region von Zermatt/Saas Fee sowie weiter östlich in der Region zwischen Chiavenna, Maloja, Poschiavo und Sondrio

mit einem Schwerpunkt um Chiesa im Val Malenco (Veltlin). Besondere Vorteile von Lavez sind neben seiner leichten Bearbeitung durch Schneiden, Drehen und Polieren vor allem eine große Hitzebeständigkeit und die Fähigkeit, Hitze sehr gut zu speichern. Bei diesen Eigenschaften kann es nicht wundern, dass Lavez von römischen Bergleuten und Handwerkern abgebaut und verarbeitet worden ist, was uns auch Plinius d. Ä. in seiner *Naturalis Historia* überliefert hat. Das Hauptabsatzgebiet römischer gedrechselter Lavezgefäße befindet sich nahe der Gesteinsvorkommen. In Deutschland treten solche Funde nahezu ausschließlich in Bayern und Baden-Württemberg auf.

So überrascht es kaum, dass im Rheinland bislang lediglich drei Funde von römischen Lavezgefäßen bekannt waren, allesamt – wie unser Neufund – Bruchstücke gedrechselter Becher. Ein aus drei Stücken rekonstruierbares Bodenfragment stammt aus den Ausgrabungen im Martinsviertel in Köln, für das eine Datierung ins 3./4. Jahrhundert vermutet wird. Das zweite, unveröffentlichte Exemplar kam bei der Ausgrabung der Töpferei vor dem Bonner Lager zutage und datiert in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts. Das dritte Stück stammt vom Fürstenberg bei Xanten und ist gleich in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen ermöglichen die Fragmente eine vollständige Rekonstruktion des ehemaligen Gefäßes: ein Becher nicht konischer, sondern zylindrischer Form mit einer erstaunlich geringen Wandstärke von 2–3 mm. Zum anderen erlaubt der Vergleich mit ähnlichen Stücken aus der Schweiz und aus Süddeutschland eine Datierung ins 1. Jahrhundert.

Dieser Gruppe gesellt sich nun der Neufund aus Jülich-Daubenrath zu. Bedenkt man die sehr gute Forschungslage für das römische Rheinland, dann stimmt man dem Bearbeiter des Fürstenberger Bechers gerne zu, wenn er ihn als „ausgesprochene Rarität“ bezeichnet, was auch für die beiden Kölner und Bonner Funde sowie das Jülicher Stück gilt. Ob der Jülicher Fund einem höhergestellten militärischen Funktionsträger oder einer Zivilperson gehörte, lässt sich nicht entscheiden, wie auch eine exakte Datierung kaum möglich sein dürfte. Wurde seinerzeit das Kölner Lavezgefäß als „geographisch völlig isoliert“ beschrieben, so liegt mittlerweile eine kleine, aber exquisite Gruppe dieses Gefäßtyps im Rheinland vor, und es steht zu erwarten, dass sie sich in Zukunft noch vergrößern wird.

Die Kenntnis eines zweiten, vermeintlich römischen Lavezbechers verdanken wir dem langjährigen ehrenamtlichen Mitarbeiter Walter Bender aus Köln (Abb. 122). Das gedrechselte Bodenfragment stammt von einem Acker in der Nähe von Arnoldsweiler. Es weist 35 mm Länge, 33 mm Breite, eine maximale Dicke von 12 mm und eine ehemalige Wanddicke von 5 mm bei einem Gewicht von 15 g auf. Aufgrund der erhaltenen Wölbung am Übergang zwischen Standfläche und Aufgehendem lässt sich der ehemalige Durchmesser der Standfläche mit ca. 140 mm, derje-

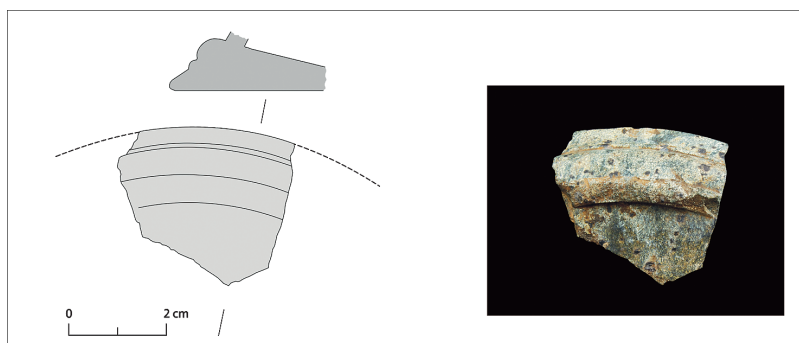


nige des Gefäßkörpers mit ca. 126 mm rekonstruieren. Die Farbe ist hellgraugrünlich. Auf der Standfläche, der Innenseite des Bodenabschnittes und den zum Bodenrand stufig abfallenden Oberflächen heben sich kleinere und größere eckige, dunkle Mineraleinsprengsel deutlich ab, während dies an den Bruchstellen nur geringfügig der Fall ist. Auch bei diesem Fund sind die Oberflächen fettglänzend und fühlen sich wachsartig an.

Auf den ersten Blick erinnerte das Material frappierend an Lavez, zudem das Stück zweifelsfrei gedrechselt war. Was also lag näher als die Vermutung, dass hier ein zweites römisches Lavezgefäß im Berichtsjahr aufgetaucht war?

Wie trügerisch erste Eindrücke sein können, legte bereits der Hinweis des Finders nahe, wonach jegliche Spuren einer römischen Besiedlung im Umkreis des Fundplatzes fehlen. Die anschließende eingehende Obduktion des Fundes führte schnell zur Erkenntnis, dass es sich nicht um ein Lavezgefäß römischer Provenienz handeln kann. Ausschlaggebend war hierbei die von den römischen Bechern deutlich abweichende Formgebung. So knickt bei diesen mehrheitlich die Standfläche übergangslos im scharfen Winkel nach oben zur Wandung hin um. Nur in seltenen Fällen, wie etwa bei dem Kölner Fund, ist der Bodenrand als schlichter Wulstring gearbeitet, der überdies nur 2 mm nach außen vorspringt. Beim Fund aus Arnoldsweiler ist der Boden hingegen markant profiliert und die Gefäßwand zudem um 14 mm nach innen versetzt. Dieses eigenwillige Profil erinnerte den Bearbeiter an die Standböden hölzerner gedrechselter Apothekergefäße des 17. und 18. Jahrhunderts. Deutete sich dadurch bereits eine mögliche Zeitstellung des

121 Jülich-Daubenrath. Randbruchstück eines römischen Bechers aus Lavez.



122 Düren-Arnoldsweiler. Bodenfragment eines barockzeitlichen Gefäßes aus Zöblitzer Serpentin.

Fundes an, so war das Problem der Gesteinsbestimmung noch nicht gelöst. Den entscheidenden Hinweis auf die neuzeitliche Verwendung von Serpentin zur Herstellung gedrehter Gefäße lieferte dankenswerterweise Prof. Dr. Thomas Fischer, Universität zu Köln. Weitere Recherchen ergaben, dass es in der Nähe von Zöblitz in Sachsen ein ausgedehntes Serpentinorkommen gibt, das seit dem Mittelalter bis heute ausgebeutet wird. Im Barock wurden u. a. Humpen und Krüge daraus gedreht, die nicht selten mit aufwändigen Silberfassungen veredelt worden sind. Auch im Bestand des LVR-LandesMuseums Bonn finden sich zwei barockzeitliche Gefäße dieser Art, die wahrscheinlich aus jenem Zöblitzer Serpentin bestehen.

Nach den Vergleichsstücken und dem Material ist der Arnoldsweiler Fund als Rest eines ebenfalls ins Barock zu datierenden Gefäßes anzusprechen. Sächsische Serpentingefäße waren kostspielige Repräsentationsobjekte und gelangten deshalb in die Hände des Adels und des vermögenden Bürgertums. Die Fundstelle liegt im Umfeld des Rittersitzes Haus Rath und

legt die Vermutung nahe, dass das Gefäß ehemals zur Ausstattung des dortigen Herrenhauses gehörte. Zerbrochen gelangte es wohl mit sonstigem Hausmüll auf den Misthaufen, der wiederum als Dünger auf den umliegenden Feldern des Anwesens ausgebracht wurde.

Mein verbindlicher Dank gilt Herrn Dr. A. R. Puschnig (Naturhistorisches Museum Basel), Herrn Dr. M. Gechter (LVR-ABR), Frau Dr. E. M. Hoyer (Grassimuseum Leipzig), Herrn Dr. S. Krabath (Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Dresden) und Frau Dr. I. Krueger (LVR-LMB Bonn).

Literatur: N. HANEL, *Vetera I. Rhein*. Ausgr. 35 (Köln/Bonn 1995) 757 Taf. 21, 4. – E. M. HOYER, *Sächsischer Serpentin: ein Stein und seine Verwendung* (Leipzig 1995). – A. R. PUSCHNIG, *Lavesteinverarbeitung im Veltin – einst und jetzt*. *Mineria Helvetica* 20a, 2000, 61–70. – M. RIEDEL, *Drei bemerkenswerte Gefäßfunde aus dem römischen Hafengelände in Köln*. *Arch. Korrb.* 6, 1976, 321–324.

RHEINBERG, KREIS WESEL

Zu einem angeblichen römischen Inschriftenstein aus Ossenberg

Clive Bridger

Im Februar und im August erhielt der Verf. in der Außenstelle Xanten die Anfragen zweier interessierter Bürger aus Rheinberg bzw. Alpen bezüglich eines römischen Inschriftensteines aus Rheinberg. Da die Anzahl römischer Inschriftensteine am steinarmen Niederrhein – milde ausgedrückt – eher bescheiden zu nennen ist, war der Verf. irritiert, diesen Stein nicht zu kennen. Die Beantwortung der Anfragen erforderte einige Aufklärungsarbeit.

Der ursprüngliche Hinweis auf den Inschriftenstein bezog sich auf eine Erwähnung im Band „Rheinberg“ des Rheinischen Städteatlases. Dort wird in der Rubrik „Siedlung“ (gemeint ist Siedlungsgeschichte) ein „Inschriftenstein in Ossenberg (Rhein. Landesmuseum Bonn, Ortskartei)“ genannt. Eine Recherche in der Fundstellendatenbank des LVR-Amtes für Bodendenkmalpflege im Rheinland bestätigte dies, wenn auch die dort gefundenen Informationen kaum befriedigten. Auch die zugehörige Fundakte des Ortsarchivs enthielt nur einen einzeiligen Bericht: „Bei Baggarbeiten an der Werftanlage in Ossenberg wurde im

Jahre 1908 ein röm. Inschriftenstein gefunden.“ Als Verbleib wurde das Museum in Bonn angegeben. Ein Finder, Melder oder eine nähere Fundortangabe lag nicht vor, ebenso wenig eine Inventarnummer. Wäre jedoch ein solcher römischer Inschriftenstein ins damalige Provinzialmuseum Bonn gelangt, müsste ihn Hans Lehner, damaliger Museumsdirektor, in seine Zusammenstellung sämtlicher römischer Inschriften des Museums 1918 aufgenommen haben. Eine Durchsicht blieb jedoch ergebnislos, weder Ossenberg noch Rheinberg erscheint dort als Fundort. Konnte Lehner den Stein von 1908 einfach übersehen haben? Es folgte eine Anfrage bei den Kolleginnen und Kollegen im heutigen LVR-LandesMuseum Bonn. Sämtliche Datenbanken, Standortkarteien und sonstigen Unterlagen wurden durchsucht, aber auch dies blieb erfolglos. Nach wie vor kennt das Museum bis heute keinen römischen Inschriftenstein aus Rheinberg oder seinen Ortsteilen.

Es begannen Archivrecherchen vor Ort. Bei der als Fundort genannten Werft dürfte es sich wahrschein-